

# Ein bewegtes Leben in bewegten Zeiten

## Interview mit Maren Müller-Erichsen

Ihre Kindheit war geprägt von Bombenhagel in Bernburg an der Saale – und von Landluftidyll im hohen Norden. In ihrer Jugend war sie lieber auf dem Tennisplatz als in der Schule. Ihr Berufswunsch verschlug sie Ende der 1950er Jahre nach Oberhessen, wo sie sich der Wissenschaft verschrieb, konkret dem Pflanzenbau und der Pflanzenzucht. Die Geburt ihres zweiten Kindes Olaf gab ihrem Leben 1975 eine völlig andere Richtung: Fortan und bis in die Gegenwart kämpfte sie quasi rund um die Uhr für die Rechte von Menschen mit Behinderung, für deren gesellschaftliche Teilhabe. Am 2. Juni feiert Maren Müller-Erichsen, die Vorsitzende des Aufsichtsrates der Lebenshilfe Gießen, ihren 80. Geburtstag. In einem sehr persönlichen Gespräch mit dem Journalisten Norbert Schmidt (Gießener Allgemeine Zeitung, bis 2017) blickte sie unlängst zurück auf acht Lebensjahrzehnte. Dabei kam mehr zur Sprache, als die geneigte Öffentlichkeit seither von dieser couragierten Frau kennt.

Ihre Wiege stand in Bernburg an der Saale, wo sie mit drei Geschwistern aufwuchs. Ihr Vater, studierter und promovierter Maschinenbauer, war Werkleiter bei Solvay, dem Weiland größten Soda-Hersteller in Deutschland, einem 1880 gegründeten belgischen Unternehmen. Der Mutter hatten die Nazis das »Mutterkreuz« verliehen wollen; sie aber hat abgelehnt.



Dr. Christian Erichsen, Vater

Die Erichsens blieben, bis es nicht mehr ging. Das Leben rettete ihnen der vorausschauende Vater: Er hatte vom Luftschutzbunker unter dem letztlich verschütteten Haus ein Stück weit in den Garten einen oberirdischen Tunnel bauen lassen.



Peter, Inge, Maren und Mutter Anneliese Erichsen

**Geboren 1938 – das lässt für die ersten Lebensjahre bis zur Einschulung wenig Gutes vermuten? Vermutlich auch nicht für die unmittelbare Zeit danach. War's trotzdem so etwas, was man glückliche Kindheit nennen darf?**

**Maren Müller-Erichsen:** Das mit den Bombardements der Alliierten hatte seinen Grund: In der Nähe waren die Junkers Flugzeug- und Motorenwerke, das Hauptziel der Angriffe waren. Ich hatte Wahnsinnsangst, wenn ich Flug-

zeuge hörte, bin ich immer aufgestanden, habe die ganze Familie geweckt und mich nicht beruhigen lassen. Wie eine Glücke wollte ich alle schützen und rechtzeitig in den Bunker gehen lassen. Ein Wesenszug, den ich bis heute in mir trage. Auch der Weg zur Schule gestaltete sich schwierig, führte er doch an den Junker-Werken vorbei. Das war beängstigend.

**Daneben spielte sich ihre Kindheit an einem weiteren Schauplatz ab, hoch in Deutschlands Norden.**

**MME:** Ja, schon während des Krieges war ich immer mal wieder, manchmal monatelang, bei meinen Verwandten in Schleswig-Holstein. Sie waren Bauern in Angeln, dem Landstrich zwischen Flensburg und Kappeln. Nach der Zerstörung des Wohnhauses blieben wir nur noch wenige Wochen in Bernburg, bis mein Vater ein Auto besorgte und uns gänzlich nach Schleswig-Holstein zur Verwandtschaft gebracht hatte. Ohne viel Hab und Gut. Das meiste war kaputt. Am Rest, der in der Ruine lag, hatten sich Langfinger bedient. Damals waren die Amerikaner schon da und ich sah meinen ersten »Schwarzen«, einen dunkelhäutigen Soldaten. Von dem bekam ich eine runde Dose mit Schokolade.

**Also darf man davon ausgehen, dass das, was im Raum der Erinnerung unter »glückliche Kindheit« erhalten ist, aus Schleswig-Holstein stammt?**

**MME:** Unbedingt. Dort im Norden war es natürlich sehr schön. Da gab's Kaninchen, Hühner, Schweine und Kühe. Da habe ich mich wohlgefühlt und die Familie nicht so genervt. Wir blieben ja zunächst bei den Verwandten in Angeln, von wo aus mein Vater viel unterwegs war, um einen Job zu finden; wieder bei den Solvay-Werken, unter anderem in Österreich. In Angeln bin ich wieder regelmäßig in die Schule gegangen.

**Wie lange blieb die Familie in Schleswig-Holstein?**

**MME:** Bis etwa 1948, als ich zehn war. Dann bekam mein Vater eine Anstellung bei Solvay in Rheinberg am Niederrhein. Dort erwachte mein Interesse am Tennisspiel; fortan war ich nur noch auf dem Tennisplatz. (*lacht herzlich!*) Ich habe viel gespielt, hatte sogar Trainerstunden bei Gottfried von Cramm. Mit Erfolg: Ich spielte alsbald Landesliga und



war gefürchtet, weil ich Linkshänderin war. Schule war nicht so wichtig. Ich empfand richtige Lebensfreude immer nur auf dem Tennisplatz. Ich war allerdings auch im Kirchenchor und machte mein Rettungsschwimmerabzeichen.

*Dann wieder Versetzung des Vaters, nach Solingen in die Hauptverwaltung des Konzerns. Dort für die den Teenager weiterhin Schule – und vor allem Tennis und ein weiterer Sport: Rudern auf dem Rhein in Benrath bei Düsseldorf. Immer mit dem Fahrrad zehn, zwölf Kilometer talwärts zum Training und danach die gleiche Strecke zurück, bergauf. »Damals war ich jedes Wochenende auf dem Rhein oder auf dem Tennisplatz.« Kurz vor dem Abitur wollte ich »Schule« nicht mehr.*

### Wie haben Sie und ihre Eltern dann die Kurve gekriegt?

**MME:** Ganz einfach: Wir haben uns zusammengesetzt und diskutiert, was zu tun ist. Fest stand: Ich hatte nicht mehr so wahnsinnig Lust an der Schule. Das hat mich nicht mehr so gereizt. Ich wollte »praktisch etwas machen«. Grundsätzlich war es schon immer mein Wunsch gewesen, in die Landwirtschaft zu gehen. Gegenüber von uns wohnten Diakonissen. Die habe ich immer bewundert. Es hat mir riesig gefallen, wie die im Garten wuselten. Gut, auf die Frage meiner Mutter, ob ich denn Diakonisse werden wolle, sagte ich: Lieber nicht! Aber so im Garten arbeiten, mit Erde, das hätte mir schon Spaß gemacht.

### Vom Tennisplatz in den Kuhstall? Viehzucht und Feldarbeit statt Ruderregatta?

**MME:** Mein Bruder erbt den Hof der Vorfahren bei Flensburg, ging bald dorthin. Ich wollte eben auch so etwas machen. Aber wie und wo? Meine Eltern fanden heraus, dass an verschiedenen landwirtschaftlichen Fakultäten die Ausbildung zur Landwirtschaftlich-technischen Assistentin angeboten wird.

### Wie auch immer: 1956 haben Sie, gerade 18, in Solingen Ihre Koffer gepackt.

**MME:** Mein Vater brachte mich nach Groß-Gerau, wo ich das erste Lehrjahr zu absolvieren hatte. Träger der Ausbildung war das Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung der Universität Gießen. Auf die Versuchsstation in Groß-Gerau folgten im zweiten Jahr zunächst die Gefäßstation des Instituts in Rauschholzhausen und später die theoretische Ausbildung unmittelbar an der Uni in Gießen mit Examen 1958.

### Sie hatten schnell Ihren Rhythmus gefunden und mit ihm einen neuen, einen eigenen Weg?

**MME:** Unbedingt. Das universitäre Umfeld und das wissenschaftliche Arbeiten, der Umgang mit Natur allgemein und Pflanzenzucht speziell, das war fesselnd, war interessant und lehrreich. Mit der Folge eines sehr guten Examens, auf das umgehend eine Anstellung als Assistentin

folgte. Zwar in Gießen am Institut, aber mit Arbeitsplatz in Rauschholzhausen in der Gefäßstation, wo – daher der Name – Versuche in Töpfen gemacht wurden. Das hat mich begeistert. Zwei Jahre später wurde ich Chefassistentin am Institut in Gießen.



Im Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung

### Eine junge Frau, eben ein Twen, in der oberhessischen Provinz. Wie sah – neben dem Beruf – Ihr Leben aus, Ihr Alltag? Was haben Sie gemacht nach Feierabend?

**MME:** Gearbeitet! Bei Prof. von Boguslawski konnte man als Assistentin nur so bestehen. Was hätte ich schon treiben können in Rauschholzhausen? Ich habe meinen Jagdschein gemacht. (*lacht!*) Beim Förster und dessen Sohn bin ich zwei Jahre in die Lehre gegangen, musste lernen, wie man Hochsitze baut und Wege freihält, war abends immer mal im Wald. Später ging es aber nur an Wochenenden.



### Welche Rolle spielte seinerzeit die Musik für Sie? Die Melodien der jungen Jahre trägt man bekanntlich zeitlebens in sich. Was lag bei Ihnen auf dem Plattenteller?

**MME:** Klassiker schon auch. Bach und Edvard Grieg habe ich sehr gern gehört. Und dann war's auch die Zeit des Rock 'n' Roll – auch für mich. Mein jüngster Bruder studierte in Marburg Psychologie und kam jedes Wochenende zu mir

in den Ebsdorfer Grund. Da haben wir fast immer gefeiert. Waren ja auch viele Kollegen von mir da, alles junge Leute. Wir haben ein Zimmer ausgeräumt und getanzt.



Bruder Uwe zu Besuch in Rauschholzhausen

Das werd' ich nicht vergessen. Mein Bruder hat das auch genossen. Ich habe allerdings nie mitbekommen, wo genau er übernachtete. *(lacht!)*



Faschingsfeier in Rauschholzhausen

**Wann wir das Bild einer selbstbewussten Frau in den späten 1950ern, den frühen 19060ern zeichnen, müssen wir fragen: Wann haben Sie den Führerschein gemacht?**

**MME:** 1960, mit 22. Hier liegt er. Ist immer noch der alte, der erste Lappen. Ich habe keinen neuen machen lassen. Bis jetzt ist er immer akzeptiert worden.

*Später erzählt sie beiläufig, dass der Führerschein zwar nie weg gewesen sei, sie aber wegen Geschwindigkeitsüberschreitungen fleißig Punkte in Flensburg gesammelt habe. Einmal habe sie daher den Kurs absolviert zum Abbau der Punkte. »Ich war immer zu schnell unterwegs. Früher. Heute werde ich manchmal von anderen dazu angehalten, flotter zu fahren.« Woher die Raserei?*



**Und wann verfügte Fräulein Erichsen über ein erstes eigenes Automobil?**

**MME:** Kurz nach der Führerscheinprüfung im Sommer 1960 hat mir mein Vater einen alten VW Käfer geschenkt.

**Waren Sie seinerzeit – rückblickend betrachtet – eher eine Konservative oder eine nach vorn Aufbrechende? Haben Sie etwa in der Forschung eher Bekanntes bestätigen oder Neues finden wollen?**

**MME:** Ich war schon eher konservativ. Ich kam ja aus einem konservativen Haus. Mein Vater war in der CDU. Ich wurde dann auch beizzeiten CDU-Mitglied. Auch der Kontakt mit meinem Chef, den ich ja sehr verehrt habe, und die Forschung hat dieses Weltbild geprägt. Er war ein Professor alter Schule, war Dekan und Rektor.



Prof. Dr. von Boguslawski

**Wie dürfen wir uns das vorstellen? Wie sahen die Tage damals aus?**

**MME:** Schon morgens um sechs Uhr war ich mit den Hunden unterwegs; jeder von uns hatte einen. Dann bin ich über die Versuchsfelder gelaufen, habe ihm später auf dem Weg nach Gießen davon berichtet. In Gießen waren wir immer bis gegen 22 Uhr, weil da die Doktoranden Schlange standen. Dann fuhren wir nach Rauschholzhausen zurück – und haben weitergearbeitet, beispielsweise an Veröffentlichungen. Das hat mich sehr fasziniert. Für Publikationen hatte ich unter anderem die Grafiken beizusteuern, Abbildungen von Wachstumskurven zum Beispiel. Mein Chef wollte diese immer berechnet haben, weshalb ich viele Kontakte mit dem Uni-Rechenzentrum unterhielt. Der Computer von Zuse war bald so groß wie ein ganzes Haus.

All dies war für mich keine Belastung; die Arbeit entsprach meinem Interesse an der Forschung. Besonders erinnere ich mich an die Sonntage. Vormittags an diesen Tagen fuhren wir mit der Kutsche über die Versuchsfelder.



Die Kutschfahrten am Sonntag

**Aus der weniger eifrigen Schülerin war also eine sehr eifrige Assistentin geworden?**

**MME:** Genau! Aber wie!

**Blieb da noch Freizeit?**

**MME:** Wenig. Aber das habe ich nicht vermisst, habe viel wissenschaftliche Literatur gelesen. Zudem war ich am Institut verantwortlich für Drittmittel und für die Kongresse. Mein Chef war ja Präsident von zig Organisationen. Einmal war ich mehrere Wochen in Lausanne, um mein Schulfranzösisch aufzubessern, weil ich einen Kongress in Paris vorzubereiten hatte. Das war doch alles fesselnd, auch das Kennenlernen außergewöhnlicher Menschen, von wissenschaftlichen Koryphäen. Ich durfte ja selbst mit zu den Kongressen – nach Paris, Hamburg und Bukarest u. a. beispielsweise.

**Und irgendwann, so nehmen wir an, ist damals ihr späterer Mann in Ihr Leben getreten.**

**MME:** (*lacht!*) Ich hatte ja viele Freunde unter den Landwirten. Mein Chef sagte immer: Die sind doch alle zu doof für Sie! Sie wissen ja mehr als die. Lassen Sie die Finger weg. Er bekam ja auch mit, wenn ich irgendwohin eingeladen war, auch bei den Verbindungen. Aber zurück zur Frage. Ich hatte damals wenig Lust, im Sommer allein zu verreisen. Im Winter war ich zwar immer zum Skifahren weg, das habe ich auch mit Begeisterung gemacht. Aber im Sommer ... Bis vom Institut für osteuropäische Forschung an der Universität Gießen eine Studienreise nach Prag angeboten wurde. Das war 1968, im »Prager Frühling«. Unter den Teilnehmern war ein attraktiver Student der Betriebswirtschaften namens Müller. So war das mit dem Kennenlernen.

**Was hat Sie dann als Paar ausgerechnet nach Leihgestern verschlagen?**

**MME:** Zunächst lebte jeder für sich allein. Er in einer

Studentenbude in Gießen, ich in Rauischholzhausen. Dann kam ein Wohnungsangebot in Linden Forst. Da haben wir zugewandert, übrigens mit Tennisplatz.

Später haben wir ein Haus in Leihgestern gebaut mit Garten. Hier habe ich meine vielen historischen Rosen gepflanzt, die ich fast alle bei einem Rosenzüchter im Norden kaufte. Sie zu pflegen war meine Lieblingsfreizeitgestaltung.

**Das war dann das Ende der Wanderjahre, die einmal an der Saale hellem Strande begonnen hatten?**

**MME:** Ganz genau.

*Bis hierhin sprachen wir über die private, öffentlich nicht bekannte Frau Erichsen bzw. Müller-Erichsen. Es folgte ein Ereignis, das Ihr Leben in vollkommen neue, andere Bahnen lenken sollte. Eine Herausforderung. Wir reden von der Geburt Ihres (zweiten) Sohnes Olaf. Er kam 1975 mit dem Down-Syndrom zur Welt, mit einer Chromosomen-Anomalie, was und ist – dürfen wir das so nennen? – behindert.*

**Lässt es sich in wenigen Sätzen sagen, was damals Ihre ersten Gedanken waren, Ihre Gefühle?**

**MME:** Also die ersten Gedanken waren: Warum gerade ich? So habe ich auch den lieben Gott gefragt. Habe ich etwas falsch gemacht? Habe ich einen Fehler begangen? Das ging mir immer durch den Kopf. Vor allem auch, weil die Ärzte ganz blöd gesagt haben: Das ist ein Vollidiot! Der ist schwerstbehindert. Den geben Sie mal besser gleich weg. Das bringt doch gar nichts. Der wird nie selbständig sein können. Die haben mir den Olaf ganz, ganz schlecht beschrieben. Ich habe ihn zunächst nur einmal gesehen, dann wurde er mir weggenommen, verlegt in die Uni-Klinik. Entbunden habe ich im Krankenhaus der Diakonie in Marburg.

**Wie haben Sie gegen all die Zweifel und die Zweifel angekämpft?**

**MME:** Es war halt so, dass ich den Olaf drei, fast vier Wochen nicht gesehen habe. Wir fuhren mit Michael zu meinem Vater nach Schleswig. Olaf wurde dann verlegt nach Gießen in die Uni-Klinik. Bei mir hatte sich so ein Monster aufgetürmt. Ich besorgte mir Bücher, habe im Brockhaus gelesen. Es waren schreckliche Bilder. Immer musste ich denken: Wie bekommst du das hin? Mein Mann wollte ihn weggeben, den Olaf. Er war in ganz großen Schwierigkeiten. Aber ich habe gedacht: Ne!

**Es müssen turbulente Wochen und Monate gewesen sein für Sie.**

**MME:** Es war nicht leicht. Ich musste mich ja auch um den ein Jahr älteren Michael kümmern. Und dann waren da immer wieder solche blöden Sprüche: Die leben nur zehn Jahre, das wirst du ja aushalten. Aber ich hatte eine sehr gute Freundin, Ulla Heck, sie war auch an der Uni tätig. Sie hat gesagt: Komm, wir gehen jetzt in die Klinik und holen

den Olaf ab! Dort sagte ein Professor zu mir, ich hätte die Amniozentese machen sollen, die Fruchtwasseruntersuchung, dann hätte ich das Kind nicht. Das hat mich damals und mehr noch später sehr beschäftigt. Wie auch immer: Dann hatten wir Olaf zu Hause und er war eigentlich ein ganz normales Baby. Er war da, und wir nahmen uns vor, beide Kinder gleich zu behandeln, machten keine großen Unterschiede.



Olaf, 1977

**Aus Ihrem jetzigen Umfeld, dem Verein Lebenshilfe, wissen wir, dass Sie sehr viel Courage an den Tag legten. Wie war das mit Olafs Wiege, die Sie beim Gratulationsbesuch von Verwandten und Bekannten ganz bewusst ins Wohnzimmer geschoben haben?**

**MME:** Das war so, weil keiner kam und sagte: Komm, ich will doch mal das Baby sehen. Es war ein Dilemma, nicht allein mit Nachbarn und Verwandten. Eigentlich ist es doch normal, dass die Leute nach dem Neugeborenen schauen wollen. Keiner wollte es. Oder: Keiner hat sich getraut. Nichts. Dann sagte ich: Warte mal. Jetzt stellen wir den Olaf mit der Wiege ins Wohnzimmer, dann müssen sie reinsehen. Da war ich ganz stur, habe die Gäste überrumpelt. Das hat mir so wehgetan, dass niemand ihn hatte sehen wollen. Das war ja nach Rückkehr in den Beruf an der Uni ebenso. Wusste auch keiner, ob er jetzt gratulieren oder Mitleid äußern sollte. Ich räume aber ein, dass es für das Umfeld nicht leicht war. Für uns ja auch nicht – aber wir haben es akzeptiert.

**Wie lang hat besagtes Umfeld bis zu einer gewissen Akzeptanz gebraucht. War doch, wie Sie einräumen und bis in die Familie hinein, sehr schwierig diese Situation.**

**MME:** Ja, so'n halbes Jahr. Das war, als ich wieder arbeiten ging, nachdem sich alles eingespielt hatte mit den Kindern. Vormittags hatten wir ein Kindermädchen, nachmittags übernahm ich. Und abends saß ich wieder am Schreibtisch. Mein Mann, der in Frankfurt bei Hoechst arbeitete, hatte sich das anders vorgestellt. Wenn er abends nach Hause kommt, dann sitzt die Hausfrau da in Vorfreude auf den gemeinsamen Feierabend.

**Sie blieben einerseits berufstätig, bekamen an der Uni in Senat und Konvent weitere Aufgaben – und hatten doch als zweifache Mutter alle Hände voll zu tun. Wie oft waren Sie an den Grenzen der Belastbarkeit angelangt? Wie oft sagten Sie womöglich: Ich schaffe das alles nicht mehr! Schon gar nicht allein?**

**MME:** Das habe ich nie gesagt. Das habe ich auch nie so empfunden. Ich hab bei meiner Mutter gelernt: Es ist alles eine Frage der Organisation. Wir mussten ja als Kinder ziemlich scharf ran, mussten helfen, wenn wir lieber gespielt hätten. Sie aber sagte: Nein. Ich musste morgens die Kinderzimmer aufräumen, das Bad und die Treppe. Da sagte sie einmal, ich könne während des Putzens meine Vokabeln wiederholen im Kopf. »Du kannst zwei Sachen auf einmal erledigen!« Leider ist meine Mutter schon 1959 verstorben. Sie hat das alles nicht miterlebt und konnte auch nicht helfen.

**Nun wissen wir, weiß die geneigte Öffentlichkeit, dass Sie sich alsbald Rat holten und auf Beistand hofften bei einer Organisation, deren Name eigentlich Programm ist – bei der Lebenshilfe. Weniger bekannt ist ihre Rolle als »junge Wilde«, als Neumitglied, das mit Gleichgesinnten begann, die Lebenshilfe – sagen wir – zu aktualisieren.**

**MME:** Vorher schon hatte sich bei der Volkshochschule eine Gruppe von Eltern gefunden, in einer von mir mit Petra Hamann gegründeten Elternschule. Eines der Kursangebote dabei richtete sich an Eltern mit behinderten Kindern. Damals war Olaf ein Jahr alt, ich aber noch nicht bei der Lebenshilfe. Im Gegensatz zu anderen Eltern im Kursus. Wir haben viel organisiert, waren sogar auf dem Seltersweg, um auf behinderte Kinder aufmerksam zu machen, haben Wochenenden verbracht in Rauschholzhausen und weiß der Himmel wo. Das waren zwar Eltern aus der Lebenshilfe, aber nicht die Lebenshilfe als Organisation. Die hätte mir ja auch nichts anbieten können. Es gab ja nur eine Werkstatt und einen Sonderkindergarten. Es gab keine Frühförderung – und die fehlte besonders.

**Was war ausschlaggebend für Sie, hier gegenzusteuern?**



Elternschule auf dem Seltersweg

**MME:** Diese Gruppe war es dann, die mich aufforderte, 1979 für den Lebenshilfe-Vorsitz zu kandidieren.

**War's eher eine Reform, die Sie anstrebten? Oder mehr, weshalb Kritiker auch von einer Revolution sprachen, einzelne gar von einem Putsch? Oder ging es ihnen nur darum, die Lebenshilfe neu zu definieren, zeitgemäß auszurichten?**

**MME:** Ja, es war ein Putsch. Denn der alte Vorstand kandidierte ja auch. Erst hatten ja alle gesagt, ich müsse keine Angst vor einer Bewerbung haben. Da gebe es so viel nicht zu tun, das wäre alles nicht so schlimm. Ich war ja immerhin – bis 1981 – noch halbtags bei der Uni beschäftigt. Aber dann habe ich schnell gemerkt, dass es anders ist. Erst war es dringend angesagt, dass – neben der übervollen Werkstatt in der Siemensstraße in Gießen – diese Werkstatt hier in Garbenteich neu gebaut wurde. Das Gelände hatten wir ja. Aber noch keinen Architekten, keine Planung. Zum Glück kam Dipl.-Ing. Achaz Bading in den Vorstand.



Planung der Werkstatt für Behinderte in Garbenteich

**Da war Olaf gerade fünf oder sechs, noch ein Kind. Sie haben aber bereits für Erwachsene mit Behinderung agiert, als sie sich um die Finanzierung bzw. um Zuschüsse bemühten.**

**MME:** Letzteres fiel mir weniger schwer: Ich hatte von meinem Chef gelernt, wie man mit Politikern umgeht und mit den Fachleuten in den Ministerien, wie man Drittmittelakquise organisiert und Anträge formuliert. Das war mir nicht so fremd.

**Hatten Sie, als Sie 1979 zur Lebenshilfe-Vorsitzenden Gießen gewählt wurden, einen Aufgabenkatalog parat? Anzunehmen wär's: Sie gelten als Visionärin, als Frau mit Ideen und Tatkraft. Sie hatten, noch vor dem »Jahr der Behinderten« der UN 1981, eine Ahnung davon, wie gelingende Integration aussehen könnte. Oder kamen Aufgaben und Anforderungen sukzessive?**

**MME:** Das kam nach und nach. Die erste Aufgabe war es, den Bau der Werkstatt in Gang zu bringen. Aber dann gab es schnell viele Diskussionen auf Landesebene, waren die eben erst geknüpften Kontakte zu allen möglichen Organisationen zu pflegen. Was ich aber vermisse, die Frühförderung, die es damals in Gießen noch nicht gab, das

kam dann ganz oben auf die Vorhabenliste. Weil das junge Eltern einfach brauchen, plus Beratung, nicht nur untereinander, sondern gerade auch von Fachleuten. Dazu nahm ich Kontakt auf mit der Bundesvereinigung Lebenshilfe in Marburg, wo man Konzepte hatte für die Frühförderung. Ebenso mit Lebenshilfe-Gründer Tom Mutters, der zuvor in der Mitgliederversammlung für meine Wahl plädiert hatte. Also bin ich los und habe bei der Stadt und deren Sozialdezernent Thomas antichambriert mit meinem Anliegen, wie man denn jetzt die Frühförderung angehen könnte.

**War das wirklich so leicht, wie sich das hier anhört?**

**MME:** Es gab immerhin bei der Arbeiterwohlfahrt ein Therapieangebot, etwa mit Krankengymnastik, etc. Das habe ich frühzeitig genutzt mit dem Olaf. Mit der erfahrenen Krankengymnastin, Frau Zerb, konnte ich viel besprechen. Sie hat uns geholfen und uns lange Jahre begleitet. Von ihr lernte Olaf das Schwimmen. Zugegeben: Die Situation war etwas heikel, weil der Verantwortliche der Awo »knautschig« wurde. Er meinte, es sei ja eigentlich ein Angebot des Spastikervereins, der wiederum keine Konkurrenz haben wolle. Später habe ich mit dem Herrn ein sehr gutes Auskommen gehabt. Es ging ja eigentlich ganz einfach. Wir sagten: Dann macht ihr die Therapie, und wir machen die Pädagogik und besuchen die Eltern zu Hause. Als noch Prof. Gerhard Neuhäuser nach Gießen kam als Leiter der Abteilung für die behinderten Kinder an der Uni-Kinderklinik, haben wir dessen Rat und Zuwendung erbeten – zumal er bald unser Nachbar wurde in Leihgestern. Wir haben dann die erste interdisziplinäre Frühförderung in Hessen organisiert. Das hat gut geklappt.

**In einem Vorgespräch erinnerten Sie an Hemmnisse, mit denen Sie haderten, die sie aber aus dem Weg räumen wollten. Stichworte mögen da sein: Behinderte in Kindergärten, in der Schule, in der Kirche oder – wie erwähnt – beim Zahnarzt ...**

**MME:** Die Idee des gemeinsamen Aufwachsens von Kindern mit und ohne Behinderung kam ja durch meine Erfahrung mit meinen eigenen Kindern. Olaf hat unheimlich viel von Michael gelernt; der hat dem alles nachgemacht, auch jeden Unsinn. Olaf hat auch gelernt, mit Michael zu sprechen. Da passte der Ältere auf, dass sich der jüngere Bruder ordentlich ausdrückte. Zumal Michael – ich konnte ihn ja nicht allein zu Hause lassen – meist auch bei Olafs Sprachunterricht zugegen war. Die haben sich gut vertragen, beim Lernen ebenso wie beim Spielen. Da ist mir klarge worden: Dieses Miteinander geht, es funktioniert. Parallel gab es vermehrt Literatur zum Thema, zur integrativen Erziehung von Kindern.

**Aber wie war das konkret mit den Hemmnissen?**

**MME:** Zunächst kam Michael in den Kindergarten Leihgestern, wo er pünktlich abgeholt werden musste. Ich hatte immer den Olaf dabei, weshalb ihn auch andere Kinder kennenlernten – und umgekehrt. Als im Jahr darauf Olaf



Olaf und Michael

reif war für den Kindergarten, habe ich gesagt: Der geht auch nach Leihgestern! Diesen Sonderkindergarten der Lebenshilfe wollte ich überhaupt nicht, der war mir zu »sagrotanisiert«, das war damals Standard. Auch inhaltlich. Also habe ich die Stadtverwaltung in Lindenberg beschwatzt, dass sie Olaf aufnehmen. Prompt kam ein Brief mit Hinweis auf die kommunale Kindergartensatzung, in der es heiße, es sei verboten, behinderte Kinder aufzunehmen. Ein Relikt aus böser Vorzeit war das. Also sagte ich: Dann müssen wir das einmal streichen! War dann kein Problem. Wir haben auch in anderen Städten und Gemeinden nachschauen lassen, was in der Satzung steht: Vielfach war es ähnlich.

**Den erlernten Beruf hängten Sie an den Nagel, widmeten sich von 1981 an in Vollzeit dem Ehrenamt. Es ging ja für Sie, so nehmen wir an, schon lange nicht mehr allein und Olaf und dessen Zukunft – oder?**

**MME:** Natürlich. Olaf wollte in dieselbe Schule wie Michael. Da habe ich jedoch gesagt: »Nein. Das schaffen die Lehrer noch gar nicht.« Das hätte ich zwar gern gesehen, aber es war zu früh, war der Zeit voraus. Olaf ging folglich in die Lernhilfeschule in Lindenberg, genoss hervorragenden Unterricht bei Frau Michaela Philippi, einer selbst aufgrund von Kinderlähmung behinderten Lehrerin. Sie war eine hervorragende Pädagogin. Sie hat Olaf Lesen, Schreiben, Rechnen, einfach alles beigebracht. Die Schule hat er bis zur zehnten Klasse besucht. Er hatte allerdings viele Schularbeiten zu erledigen. Olaf wurde auch in Leihgestern konfir-



Die junge Familie Müller-Erichsen

miert (inklusive). Das war damals durchaus nicht üblich. Herzlichen Dank an Pfarrer Dr. Bujard und Ursel Schmidt von der Behindertenseelsorge.



Olaf (2.v.l.) nach der Konfirmation

Erwähnen muss ich an dieser Stelle noch die Schaukel im Garten. Sie war für Olaf von klein auf das Wichtigste Bewegungsinstrument. Er schaukelte bei Wind und Wetter, später mit Kassetten und Kopfhörern. Die Nachbarn und Spaziergänger erinnern sich noch heute daran. Selbst wenn wir bei Dunkelheit z. B. aus dem Urlaub kamen, musste erst nochmal geschaukelt werden.

Weiterhin möchte ich an dieser Stelle unsere Sommerurlaube auf Amrum erwähnen. Schon kurz nach der Geburt von Olaf fuhren wir auf die Insel, anfangs mit Kindermädchen Christine und blieben dort meist vier Wochen, anfangs in einer gemieteten Wohnung, später im eigenen Haus »Niopuk«. Die Kinder haben sich dort sehr wohl gefühlt, mein Mann lernte unter meiner Anleitung im Schwimmbad das Schwimmen. Michael und Olaf haben dort ihr silbernes Sportabzeichen erworben. Später, als die Aufgaben immer umfangreicher wurden, habe ich ein Faxgerät der Lebenshilfe mitgenommen, habe morgens gearbeitet und nachmittags den Strand, das Meer und die Kinder genossen.

**Wenn Sie heute auf Ihr acht Jahrzehnte währendes Leben blicken, von dem mehr als die Hälfte von der Lebenshilfe als Organisation und der Politik für Menschen mit Behinderung geprägt sind: Welche Nehmen fallen Ihnen dann ein von Personen, von Wegbegleitern, die wichtig waren, wichtig sind?**

**MME:** Also einmal war es hier in Pohlheim bzw. Gießen eine Frau Marianne Reisewitz, zuständig fürs Wohnen. Mit der war ich eng befreundet. Dann gab es einen Herrn Fritz Mohr, auch mit dem war ich gut befreundet. Das waren

Eltern von Erwachsenen mit Behinderung. Die waren beide auch im Vorstand, haben mich unterstützt, was nötig war, weil ich das Gremium gewiss auch manchmal überforderte mit meinen Initiativen. Dann gab es viele Mitarbeiter in der Bundeszentrale der Lebenshilfe in Marburg. Z. B. Dr. Theo Frühauf, Ingrid Körner und viele mehr. Die waren mir inhaltlich sehr nahe, haben unter anderem die Idee der Integration mitgetragen, während das im Lebenshilfe- undesvorstand sehr schwierig war. Dessen Mitglieder waren noch sehr skeptisch, dieses Thema anzugehen, weil sie befürchteten, die Behinderten kämen zu kurz, wenn Nichtbehinderte dabei seien.



Prof. Dr. Dr. Klaus Dörner und M. Müller-Erichsen

Dann gab es Prof. Dr. Dr. Klaus Dörner, die Neuauflage seines Buches »Irren ist menschlich« ist für mich ein Wegweiser. Winfried Kron, im Sozialministerium damals zuständig für Frühförderung. Heute arbeite ich als LBA sehr eng mit ihm zusammen und bin dankbar für seinen Rat. Gewiss hat auch Volker Bouffier meine Ideen unterstützt. Ich danke ihm noch heute, dass er die Sophie-Scholl-Schule mit eingeweiht hat und auch beim Richtfest des Haus 2 Sekundarstufe zugegen war und eine Rede hielt. Beim LWV war dessen Erster Beigeordneter Herr Dr. Maraun wichtiger Weggefährter. Letzterer hatte einmal einen Dezernenten namens Hartmann, mit dem habe ich mich »geknäult« wegen der unsererseits geforderten kleinen Wohnstätten.

**War das die berühmt-berüchtigte Nacht im Kurpark in Wiesbaden, in der Sie einem zunächst unsensiblen Entscheider an dafür unüblicher Stätte beibrachten, was Integration ist?**

**MME:** Ja, genau. (*lacht!*) Herr Hartmann hatte mich mitgenommen zu irgendeiner Veranstaltung in Wiesbaden. Da kamen wir auf dem Weg zum Auto auf das erwähnte Thema zu sprechen und sagten: Setzen wir uns doch einmal, um darüber zu reden. Ich musste ihn überzeugen, dass wir diese kleinen Wohnstätten wollten und keine großen. Der Caritasverband sollte ja in Gießen so ein großes Haus bauen mit ca. 50 Plätzen. Um unsererseits Geld von der »Aktion Mensch« zu bekommen für eben kleinere Wohnstätten, brauchte ich die Zustimmung des LWV. Ohne dies wäre es

nicht gegangen. Immer hatte es nur geheißen: Nein, kleine Wohnstätten sind zu teuer, und das geht nicht. Irgendwann hatte ich Herrn Hartmann überzeugt. Irgendwann am nächsten Morgen. Da ging es dann auch um die integrativen Kindergärten. Das war ein weiteres Thema, dass wir nämlich in Hessen die Sonderkindergärten auflösen wollten.

*Weiter waren da Tom Mutters, die Bundesvorsitzenden Annemarie Griesinger und Robert Antretter und die Kollegen in der Liga der Wohlfahrtsverbände, wo MME im Arbeitskreis Behindertenhilfen mitarbeitete. Darunter viele Freunde, weshalb man, wie sie betont, in Sachen Integration viel umsetzen konnte. Gemeinsam. »Ohnehin galt es, unabhängig von den Namen und Funktionen, den Austausch zu pflegen. Ohne dies hätte man es nicht gemerkt, wenn man auf dem falschen Dampfer unterwegs gewesen wäre. Damals wie heute. Ist der Weg richtig und gut? Ist er zu steinig und eher schlecht?« Dieser stete Dialog gerade auf Landes- und Bundesebene, etwa bei Tagungen und am Rande davon, sei immer sehr fruchtbar gewesen.*

**Politisch blieben Sie nicht allein im Raum der Lebenshilfe tätig: Für die CDU wurden Sie 2004 in den Kreistag Gießen gewählt. Was hatte es mit diesem Schritt auf sich? An welchen Stellen wollten Sie auf der kommunalen Ebene, also hier vor Ort, für die Ihnen anvertrauten Menschen etwas bewirken?**

**MME:** Bewirken wollte ich eigentlich ein Mehr an Verständnis für Teilhabe von Menschen mit Behinderung gleich welcher Art von Handicap. Für die Lebenshilfe, pro domo, habe ich da niemals gefightet. Das musste anderweitig geschehen. Im Kreistag ging es mir um die Akzeptanz von Menschen mit Behinderung. Aber das ist mir im erhofften Umfang nicht gelungen. Gewiss haben wir auf Kreisebene hierzu einen Beirat ins Leben gerufen. Aber so, wie ich mir das vorgestellt hatte, dass immer auch für Menschen mit Behinderung mitgedacht wird, das habe ich nicht geschafft.

**Überhaupt die Arbeit in und um Gießen: Was waren die wichtigsten Projekte baulicher und / oder organisatorischer Natur, die Ihren Einsatz forderten?**



Grundsteinlegung in Lollar



**MME:** Zunächst waren weitere Werkstätten wichtig, um die Menschen beschäftigen zu können. Da kam ja dann Lollar dazu, wofür insbesondere Landrat Rüdiger Veit von der SPD ein wichtiger Unterstützer war beim Einwerben kommunaler Gelder von Städten und Gemeinden im Landkreis. Dann die Wohnstätten, die wir meist einrichten konnten in von uns erworbenen Häusern. Und dann war da die Sophie-Scholl-Schule.

**Heute als reformpädagogisch orientierte Schule ein Leuchtturm, inklusiv, jahrgangsgemischt, ganztags. Damals – vor allem der Finanzierung wegen – heftig umstritten.**

**MME:** Daran wäre ich fast verzweifelt, weil mein eigener Vorstand da sehr kritisch war. Wir hatten die Schule ja zunächst in gemieteten Räumen untergebracht. Dann kamen immer mehr Anmeldungen und wir haben gesagt: Wir müssen eine Schule bauen. Dafür bekamen wir aber keine öffentlichen Gelder, mussten das selbst stemmen. Das hat unseren Haushalt ganz schön gebeutelt. Das war eine schwierige Zeit für die Lebenshilfe Gießen. Was auch daran lag, dass wir die Schule für 240 Kinder ausgelegt hatten, obwohl zu diesem Zeitpunkt nur 60 auf die Schule gingen. Die Unterstützung von Hilu Hoffmann, Vorsitzende des Fördervereins, war damals ganz wichtig für mich.

**All ihr Tun konnte nur parteiübergreifend gelingen – oder nicht? Also müssen Sie das Talent zum sogenannten Netzwerken gehabt haben. Wie war das beispielsweise, als Ihnen der sozialdemokratische Landrat Rüdiger Veit half, die Städte und Gemeinden für die Lebenshilfe zu gewinnen?**

**MME:** Das haben wir einfach so besprochen. Da ging es nicht um Rot oder Schwarz, da ging es um die Sache. Bei Veit habe ich schnell gespürt, wie wichtig ihm das Anliegen der Lebenshilfe war. Nachher hat er ja mit organisiert, dass wir einen von der Einwohnerzahl abgeleiteten Mitgliedsbeitrag der Städte und Gemeinden bekommen. Ihm war das eine Herzensangelegenheit. Lebenshilfe-Arbeit richtet sich ohnehin nicht parteipolitisch aus: Ich hatte mit allen Sozialministern gute Kontakt, unabhängig ihrer politischen Zugehörigkeit.

**Ein anderer Name, der eben genannt wurde, ist der von Volker Bouffier, der eines maßgebenden Parteifreundes.**

**MME:** Den traf ich bei CDU-Veranstaltungen im Kreistag, ebenso wie hin und wieder bei Sommerfesten der CDU. Besonderes Moment hierbei: Er hat die Sophie-Scholl-Schule mit eingeweiht, und ich hab geheult, weil ich so fertig war. Wir hatten ja immer noch diesen »Knatsch« in der Lebenshilfe, weil einzelne Leute nach wie vor sagten: Wir müssen das wieder schließen, das schaffen wir nicht! Dann kamen andere und meinten, darunter leide die Qualität der Werkstätten.



Einweihung der Sophie-Scholl-Schule

**Noch einmal ein Blick auf Ihre offizielle, an anderer Stelle in diesem Heft nachzulesende Biografie: Da fallen die von Ihnen in den 1990ern begonnenen und fortan gepflegten deutsch-israelische Beziehungen ins Auge. Wie wichtig war Ihnen das? Was lehrte Sie dieser Dialog für das Leben?**

**MME:** Das Thema wurde mir richtig präsent, nachdem ich 1979 im Fernsehen den Vierteiler »Holocaust. Die Geschichte der Familie Weiss« gesehen hatte. Das hat mich fortan sehr interessiert, eigentlich gefesselt. Dann kam per Zufall in einer Bundesvorstandssitzung eine Anfrage aus Israel: Ein hochrangiger Politiker, Herr Dr. J. Kandel, wollte sich bei uns in Deutschland nach der Integration von Behinderten erkundigen. Dazu meinte die damalige Vorsitzende Annetta Griesinger zu mir, wir in Gießen hätten doch integrative »Kindergärten«, dann könnten wir den Gast ja betreuen. Es kam wie besprochen. Er hat dann zudem die kleinen Wohnstätten gesehen, die Hostels, so in Israel genannt.



Dr. J. Kandel

**Und bevor er zurückflog hat er mich nach Israel eingeladen. Haben Sie diese Einladung angenommen?**

**MME:** Ja, bei nächster Gelegenheit war ich offizieller Gast des Staates Israel, hatte die Möglichkeit, zahllose Menschen zu treffen. Alle sprachen jedoch nur englisch – obwohl, wie ich später merkte, alle auch deutsch verstanden. Die haben

mich »noch und nöcher ausgequetscht«, wollten meine Meinung hören zur deutschen Vergangenheit. Dann erzählten sie ihre Geschichten. Das war emotional nicht einfach, da zuzuhören. Nachdem eine Vertrauensbasis geschaffen war, haben wir uns hingesezt, um Austauschprogramme zu erstellen. Etwa für Fachleute, die sich in beiden Ländern um Belange behinderter Menschen kümmern. Wir hatten unsererseits dazu 1994 den Deutsch-Israelischen Verein gegründet. Auch mit Altenhilfeeinrichtungen in Israel haben wir uns beschäftigt. Herr Werner Schäfer-Mohr von der AWO, Mitglied im Vorstand, war hier der Organisator. Oder zusammen mit der Uni Gießen, Prof. Dr. G. Neuhäuser, Kongresse veranstaltet – einmal sogar mit Beteiligung der Palästinenser. Das hat hier gut geklappt, in Israel gar nicht so. Jacov BarOr (in Berlin geboren) wurde mein Stellvertreter.



Familie Bar Or und M. Müller-Erichsen in Jerusalem

### Was zählte zu den besonderen Erlebnissen für Sie persönlich bei diesem deutsch-israelischen Dialog?

**MME:** Das war am Rande eines Besuches in einer großen Psychiatrie in Tel Aviv. Einerseits habe ich beim Besuch gemeint, dass die Unterbringung – vereinfacht gesagt – eher suboptimal ist, da die Menschen mit einer psychiatrischen Beeinträchtigung bei ihrem monotonen Alltag in einem Sechs-Zimmer-Raum nicht gefordert und nicht gefördert würden. Aber das war eher inhaltlicher Natur. Andererseits gab es eine unvergessbare Begegnung, die zuvor niemand auf dem Programm gehabt hatte. Beim Gang durchs Haus zupfte mich jemand am Rocksäum. Es war eine ältere Frau. Sie sagte unvermittelt: Ich kann auch das Weihnachtslied noch singen. O Tannenbaum! Sie hatte mich zuvor deutsch sprechen hören. Die Umstehenden haben sich verduzt angeschaut. Warum das? Die Frau habe zuvor in der Klinik noch nie ein Wort geredet, erklärten sie mir. Das hat mich derartig berührt. Das war Wahnsinn. Den Gastgebern habe ich übrigens geraten, für diese Frau jemanden zu finden, der mit ihr deutsch spricht. Wie wir auch fragten, warum denn die Leute noch alle in der Klinik seien.

### Mit welcher Konsequenz?

**MME:** Mit Dr. Kandel stellte ich die Anregung in den Raum, die leitenden Psychiater aus dem Gesundheitsministerium

nach Deutschland einzuladen, um ihnen Einrichtungen für psychisch Behinderte zu zeigen. Das haben wir geschafft, waren mit den Gästen in Frankfurt und Gießen. Hier hat mich Wolfgang Schrank sehr unterstützt.



M. Müller-Erichsen und Wolfgang Schrank

Und in der Folge wurde vereinbart, gemeinsam ein solches Modell in Israel zu realisieren. Der Bau einer Werkstatt mit Wohnplätzen für 60 Leute in Haifa klappte ebenso, wie wir umgekehrt von Israel hierher das Konzept Sharon-Haus holten. Das Haus in Haifa ist mittlerweile in die Trägerschaft eines befreundeten Vereins übergegangen. Im Moment halten wir nur – gleichwohl nicht minder wichtig – den Austausch in Form eines Internationalen Freiwilligen Sozialen Dienstes junger Menschen in Israel aufrecht. Dina Lutati und Silvi Behm aus Israel müssen hier mit Dank erwähnt werden, ebenso »Bela« hier in Deutschland.

### Auch dies ist ein verbrieftes MME-Zitat, ein oft verwendeter Satzbaustein: Wenn ich nicht so stur gewesen wäre ... ! Sagen Sie uns kurz, was Sie meinen mit dem »wenn ... nicht«? Wie wäre es geworden?

**MME:** Dann hätten wir hier bei uns keine kleinen Wohnstätten. Wiesbaden und ein Träger vor Ort wollten eine große Variante. Dagegen habe ich mich gesperrt. Selbst nachdem ich von einem Verantwortlichen der Genehmigungsbehörde Sozialministerium angeschrien wurde. Dann habe ich gesagt: Gut, dann bauen Sie das – aber wir ziehen da nicht ein.

### Gestatten Sie in diesem Kontext folgende Frage: Gab es Momente, in denen die Kraft und die Sturheit nicht reichten? In denen Sie nur heulten oder schrien? In denen Sie an der Gerechtigkeit Gottes zweifelten? In denen Sie – mindestens – alles hinschmeißen wollten?

**MME:** Nein. Gab's nicht. War vielleicht einmal ein bisschen kritisch im Zusammenhang mit der Schule. Aber da bin ich ganz stur gewesen. Ich habe das im Vorstand nie zur Abstimmung aufgerufen. Sonst wäre ich durchgefallen.

### Wie viel Dank hat Ihnen das Leben gegeben für Ihren Einsatz? Wie viel die Menschen?

**MME:** Ich habe viel Dank von den Eltern erfahren. Aber richtig viel zurückbekommen habe ich von den Menschen mit Behinderung. Herzlichkeit. Freundlichkeit. Umarmungen. Wärme.

Sie sind, so scheint es, mit sich im Reinen. Dazu knapp und einfach die Frage: Würden Sie alles noch einmal so machen?

MME: Ja!

*Um Leserinnen und Lesern ein möglichst facettenreiches Bild von Maren Müller-Erichsen zu vermitteln, haben wir sie am Rande des Gesprächs darum gebeten, einen Fragebogen zu beantworten. Diesem Format eines «Questionnaire», zur Zeit des Schriftstellers Marcel Proust in den Pariser Salons ein beliebtes Gesellschaftsspiel, war von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bei uns eine Renaissance verschafft worden, wurde später in ähnlicher Form auch von anderen Medien gern eingesetzt zum unterhaltenden Profilieren einer bekannten Persönlichkeit.*

**29 kurze Fragen – 29 kurze Antworten**

**Was ist für Sie das größte Unglück?**

Wenn Kinder oder Enkelkinder verunglückten.

**Wo möchten Sie leben?**

In Leihgestern, wo meine Familie lebt.

**Was ist für Sie das vollkommene irdische Glück? Was ist irdisches Glück?**

Vielleicht eine Wanderung an der Nordsee, auf Amrum.

**Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten?**

Wenn mir jemand versehentlich wehgetan hat.

**Ihre liebsten Romanhelden?**

Lang keinen Roman mehr gelesen.

**Ihre Lieblingsgestalt in der Geschichte?**

Sokrates.

**Ihre Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit?**

s.u.

**Ihre Lieblingsmaler?**

Emil Nolde.

**Ihr Lieblingskomponist?**

Bach, Beethoven, Grieg, Verdi.

**Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?**

Zuhören.

**Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?**

Zuhören.

**Ihre Lieblingstugend?**

Organisationstalent.

**Ihre Lieblingsbeschäftigung?**

Gartenarbeit, Zeitunglesen, Lebenshilfe.

**Wer oder was hätten Sie sein mögen?**

Nichts anderes als das, was ich jetzt bin. Sonst hätte ich nie die Wärme der Menschen mit Behinderung erfahren.

**Ihr Hauptcharakterzug?**

Stressresistenz.

**Ihr größter Fehler?**

Dass ich nicht mit dem Rauchen aufhören kann.

**Ihr Traum vom Glück?**

Sechser im Lotto.

**Ihre Lieblingsfarbe?**

Pink.

**Ihre Lieblingsblume?**

Rose.

**Ihr Lieblingsschriftsteller?**

Nele Neuhaus.

**Ihre Helden in der Wirklichkeit?**

Väter und Mütter, die sich für ein behindertes Kind entscheiden und die ein schwerstbehindertes Kind zu Hause pflegen.

**Ihre Heldinnen in der Geschichte?**

Juden und Jüdinnen, die den Mut hatten, wieder nach Deutschland zu kommen.

**Was verabscheuen Sie am meisten?** Intrigen.

**Welche geschichtliche Gestalten verachten Sie am meisten?** Nazis.

**Welche Reform bewundern Sie am meisten?**

Demokratie in Deutschland.

**Welche natürliche Gabe möchten Sie besitzen?**

Mehr Mut.

**Mit wem möchten Sie in entspanntem Umfeld eine Zigarette rauchen?** Mit Freunden.

**Und dabei worüber reden?**

Was wir alles erlebt und umgesetzt haben.

**Ihr Motto?**

Alles tun zur Umsetzung der UN-Menschenrechtecharta und zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung.

### Anmerkung des Autoren nach zwei langen Stunden

Bald zwei Stunden haben wir zusammengesessen im Büro von MME, und es hätte weitere 120 Minuten gebraucht, um vertiefender einzusteigen in diese faszinierende Biografie. Aber dann wäre ein Buch daraus geworden; aber gewiss ein schönes. Nur am Rande über die Rosen gesprochen, die Königin der Blumen, von der im Garten bei Müller-Erichsens mehr als 100 verschiedene Sorten wachsen, gedeihen und blühen. Vor allem alte, stressresistente – ganz wie die Frau, von der sie gepflegt werden.

Und Amrum war nur kurz Thema, die Liebe zum Norden und zum Meer, zu den Bildern eines Emil Nolde und den darauf geradezu greifbar erscheinenden Naturgewalten. Unter den Tisch gefallen auch die Frage nach den prägendsten Personen in Kindheit, Jugend und der Zeit als junge Erwachsene. Allein die Asse beim Tennis und im



Rudern, deren Namen sie sich nicht behalten hat, können es nicht gewesen sein. Längst ist diese Frau selbst zum Vorbild geworden für andere.

Norbert Schmidt, Journalist ■



Der Journalist Norbert Schmidt (\*1953) ging 2017 nach mehr als 45 Berufsjahren in den Ruhestand. Abgesehen von fünf »Lehr- und Wanderjahren« in der Oberpfalz war der Krofdorf-Gleibinger bei der Gießener Allgemeinen Zeitung beschäftigt, davon rund zwei Jahrzehnte als Leiter des Redaktionsressorts für Kreis Gießen und Mittelhessen.

## Interview mit Olaf Müller-Erichsen

Olaf hat einmal formuliert: »Ich habe das Leben meiner Mutter verändert.«

Damit hat er es auf den Punkt gebracht, ohne ihn wäre mein Leben ganz anders verlaufen, mit Sicherheit nicht so spannend.

Einmal hat er gesagt: »Ich bin ein freier Bürger.« Auch das fand ich bemerkenswert, das war schon vor 20 Jahren.



Wir haben viele gemeinsame Reisen unternommen, in die Berge zum Skifahren und natürlich auch nach Amrum. Er war mit mir in Israel. Das Thema der Juden hat ihn sehr interessiert. Er war mit mir auch des Öfteren in Hadamar und hat die schrecklichen Taten der Nazis verstanden. Mehrfach war er mit bei den Besuchen des Bundesvorstandes bei den Bundespräsidenten. Herrn Tom Mutters hat er zum Geburtstag gratuliert, das war ihm ein besonderes Anliegen. »Ich finde es toll, dass Herr Mutters die Lebenshilfe gegründet hat.«

**Mutter:** Hallo Olaf! In dem Interview mit Herrn Norbert Schmidt habe ich viel von deiner Kindheit erzählt. Jetzt wollte ich mit dir über die Zeit nach der Schule sprechen. Wir fanden keinen Arbeitsplatz, das heißt du musstest in die WfbM in Pohlheim-Garbenteich. Nach dem ersten Besuch dort hast du gesagt »Da sind ja nur Behinderte.«

**Olaf:** Ja, das fand ich blöd und in der Hauswirtschaftsgruppe hat es mir auch nicht so gefallen. Später kamen Schüler und Schülerinnen aus meiner Schule in die Werkstatt, das fand ich dann besser.

